

# Das Glasperlenspiel

Der Philosoph Joachim Schummer widmet sich der Frage: „Wozu Wissenschaft?“

Von Josef Tutsch

Auf seiner dritten Reise besucht Gulliver, der Held von Jonathan Swifts satirischem Roman, die Große Akademie von Lagado und lässt sich dort einige hundert aktuelle Forschungsprojekte vorstellen. Einer der Professoren entwickelt ein Verfahren, Sonnenstrahlen aus Gurken zu ziehen, damit die Gärten auch in regnerischen Sommern nicht ohne Sonne bleiben; ein zweiter will menschliche Exkremente in die ursprüngliche Nahrung zurückverwandeln. Ein Forscher befasst sich mit dem Plan, durch Auswürfeln von Wörterkombinationen wissenschaftliche Bücher zu erstellen; ein anderer möchte zwischen den Vertretern verschiedener Meinungen Gehirnteile austauschen – das müsste doch zum Ende aller Parteistreitigkeiten führen.

Und Swift wusste auch schon, dass Wissenschaftler nicht ohne Geld auskommen. Gulliver wird immer wieder um Unterstützung angebettelt – Forschungsförderung, wenn man so will. An diesem Punkt tritt die Frage: „Wozu Wissenschaft?“ auch heutzutage am offensten zutage: Politiker, die öffentliche Gelder in den Wissenschaftsbetrieb lenken, müssen sich vor dem Wähler und Steuerzahler rechtfertigen, egal, ob es um riesige Summen für Teilchenphysik und Gentechnologie und Forschungen zur Organtransplantation geht oder um vergleichsweise bescheidene Beträge für die Shakespeare-Philologie und für die Soziologie von Favelas in Brasilien. Bei Auftragsprojekten dagegen beantwortet sich die Frage nach dem Wozu quasi von selbst, eben durch den Auftrag.

## Selbstzweck oder Vorstufe zu neuen Techniken?

Im Alltagsgespräch, meint der Philosoph und Chemiker Joachim Schummer, der durch mehrere Publikationen zur Theorie und Geschichte der Wissenschaft hervorgetreten ist, stehen sich oft zwei sehr konträre Sichtweisen gegenüber: Die einen sagen, Wissenschaft habe einen Sinn nur als theoretische Vorstufe zu neuen Techniken, die anderen halten dagegen, Wissenschaft habe gar keinen Zweck außerhalb ihrer selbst, sie sei zweckfrei, ein Selbstzweck. Die eine wie die andere Meinung ist, näher betrachtet, nicht sehr befriedigend. Im ersten Fall müsste sich gleich die Frage anschließen, wozu wiederum diese wissenschaftlich begründeten Techniken gut sein sollen. Im zweiten liegt allemal der Verdacht nahe, dass die Parole vom Selbstzweck irgendwelche handfesten, möglicherweise illegitimen Interessen verschleiern soll.

Reine Erkenntnis, möglicherwei-



Eitel Tand und Spiel oder ein Mittel zur Optimierung der Technik, wie etwa in der Waffenindustrie? Der Zweck der Wissenschaft ist umstritten.

Fotos: dpa

se mit technischer Verwertung als einem unbeabsichtigten Nebenprodukt einerseits, bedingungslose Technikorientierung, vor allem im Interesse der Kapitalverwertung andererseits – Schummer verfolgt diesen Gegensatz bis in die späte Aufklärung zurück. Immanuel Kant hatte den Geltungsanspruch mathematischer und naturwissenschaftlicher Aussagen streng unter dem Gesichtspunkt des Anspruchs auf Wahrheit betrachtet, also von allen sozialen Bezügen abstrahiert.

Man kann fragen, ob Immanuel Kants Nachfolger immer so ganz der Gefahr entgangen sind, diese wissenschaftstheoretische Fragestellung mit einer Theorie des Menschen zu verwechseln. Bei Karl Marx zum Beispiel wurde der Idealismus materialistisch umgekehrt. In „Die deutsche Ideologie“ erklärte er, die Naturwissenschaft erhalte ihren Zweck „erst durch Handel und Industrie, durch sinnliche Tätigkeit des Menschen“. Leo Trotzki verordnete der sowjetischen Wissenschaft die Aufgabe, „die Materie und Raum und Zeit, die von ihr untrennbar sind, dem Menschen untertan zu machen“. Schummer: „Fortan verschmolzen Naturwissenschaft und Technik begrifflich so miteinander, dass sie kaum noch zu unterscheiden waren.“

Übrigens nicht nur im real existierenden Sozialismus, sondern auch in vielen westlichen Industriestaaten. In merkwürdigem Widerspruch hierzu pflegten die Wissenschaftspolitiker in Sonntagsreden

gern die Theorie von der Wissenschaft als Selbstzweck. Um aus dieser unfruchtbaren Polarisierung zwischen technischem Zweck einerseits und Zwecklosigkeit andererseits herauszukommen, schlägt Schummer vor, auf die Formulierung eines einzigen Zwecks von Wissenschaft zu verzichten und ein Miteinander verschiedener Zwecke anzunehmen: von der Schärfung unseres Denkvermögens durch wissenschaftliche Arbeit über die Orientierung in unserer Welt bis zu dem, was man Bildung nennt.

## Sie soll dem Wohl der Gesellschaft dienen

Natürlich spielt in diesem Gefüge auch die technische Verwertung des Wissens eine Rolle. Es ist ja auch nicht unwahrscheinlich, dass sie vor einigen tausend Jahren sogar am Anfang der Entwicklung der Wissenschaft stand. Schummer betont jedoch, dass die Technik ihrerseits die Frage nach den Zwecken stellt, also dem Ziel der „Weltverbesserung“ folgt – mit der Komplikation, versteht sich, dass Menschen und Menschengruppen oft sehr verschiedene Vorstellungen von einer besseren Welt haben.

Das war wahrscheinlich bereits den alten Griechen bewusst. Sie erzählten von Thales, dem allerersten Philosophen, er habe einmal eine außergewöhnlich gute Olivenenernte für den nächsten Herbst vorausgesehen und daraufhin alle verfügbaren Olivenpressen gemietet. Thales' Kunden haben die höheren Preise, die der geschäftstüchtige Philosoph verlangen konnte, vermutlich nicht als Fortschritt zu einer besseren Welt empfunden.

Thales späterer Kollege Aristoteles interessierte sich anscheinend weniger für Kommerzielles. „Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen“, schrieb er. Anders formuliert: Wissenschaft kommt einem Grundbedürfnis des Menschen entgegen; in diesem Sinn ist auch die Parole vom Selbstzweck nicht so ganz abwegig. Selbstverständlich war die Position von Aristoteles jedoch niemals. Schummer zitiert den Schriftsteller Plutarch, der um 100 nach Christus die Neugier als eine von Neid und Bösartigkeit getriebene Geisteskrankheit beschrieb, die sich auf die „schmutzige Wäsche“ anderer Leute richte. Der christliche Kirchenvater Augustinus führte diese Linie mit seiner Polemik gegen die klassische antike Bildung fort: Sie putze sich mit den Namen



Erkenntnis oder Wissenschaft heraus, diene im Grunde jedoch bloß der „Befriedigung eitlen Vorwitzes“. Ein Blick in die Medienwelt von heute scheint den Verächtern der Neugier recht zu geben. Aber, so hebt Schummer hervor: „Wissenschaftliche Neugier unterscheidet sich wesentlich vom eitlen Vorwitz, weil sie nicht durch einzelne Tatsachen, sondern durch abstrakte, Zusammenhänge bildende Erkenntnis und durch den Prozess des Forschens selbst befriedigt wird.“ Dass Prinzessin X mit Popstar Y verhandelt ist, kann also durchaus von wissenschaftlichem Interesse sein, etwa unter dem Gesichtspunkt: Prominenz in den Massenmedien schafft ein gemeinsames Milieu, das heutzutage vielleicht wichtiger ist als ein Adelsprädiat.

Schummer bringt noch ein zweites Argument zur Rehabilitation der wissenschaftlichen Neugier: Sie sei verträglich mit gesellschaftlichen Nützlichkeitsabwägungen, lasse sich „zum Wohle der Gesellschaft insgesamt“ kultivieren. Ein Gedanke, der freilich die Schwäche hat, dass es über die Frage, was das „Wohl der Gesellschaft insgesamt“ ist, Meinungsstreitigkeiten gibt und wahrscheinlich immer geben wird. Schummer fragt, „ob die Militärforschung, die einseitigen Industriesubventionierungen, die Förderung nationaler Prestigeprojekte und der rasche Wechsel von Technologie-Moden (...) den gesellschaftlichen Mehrheitserwartungen an die Wissenschaft entsprechen“.

## Eine glücksverheißende Lebensform

Was meint Schummer eigentlich, wenn er im Schlusskapitel seines Buches eine „Demokratisierung der Wissenschaftspolitik“ vorschlägt? Das Wort „Demokratisierung“ legt nahe, dass mit Mehrheit und Minderheit abgestimmt werden soll. Vielleicht durch die Gesamtheit der Steuerzahler, die dann – anstelle von Parlamenten und Regierungen – über die Frage zu befinden hätten, welche wissenschaftlichen Projekte finanziert werden sollen und welche nicht? Jene Projekte, die von privaten Geldgebern in Auftrag gegeben werden, kommen hier ja offenbar nicht infrage.

Zwei Absätze später dagegen fordert Schummer „Freiräume für die Entwicklung von Neugier, Kreativität und unkonventionellen Ansätzen sowie Respekt gegenüber den Besonderheiten und Werten einer

wissenschaftlichen Lebensform“, „absolute Autonomie (...) ohne jegliche politische oder sonstige Einflussnahme durch Interessengruppen“. Offenbar ist gar nicht Demokratisierung gemeint, sondern vielmehr Entscheidungsfreiheit des einzelnen Forschers. Wirklich des einzelnen? In vielen Bereichen ist Wissenschaft heute Teamarbeit. Nach welchen Modalitäten soll dann in solchen Teams entschieden werden? Demokratisch oder nach der Autorität eines Projektleiters?

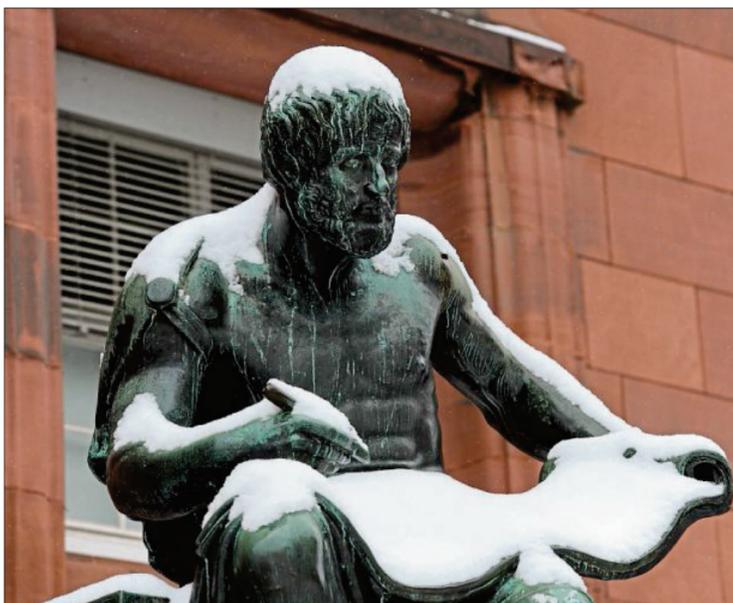
Selbst wenn man berücksichtigt, dass Forschung im Auftrag privater Unternehmen aus dieser Perspektive außen vor bleiben muss, wirkt Schummers Entwurf einer zukünftigen Wissenschaftspolitik im letzten Kapitel vage: der unbefriedigende Schlusspunkt eines sonst doch so gedankenreichen wie anregenden Streifzugs durch zweieinhalb Jahrtausende Reflexionen über den Sinn von Wissenschaft.

Worauf es Schummer bei seinem Essay ganz persönlich ankommt, lässt eines der historischen Kapitel ahnen: „Erfüllung in einer Lebensform“. Die wissenschaftliche Lebensform biete die größte Zufriedenheit und das größte Glück, lehrt einst Aristoteles. Schummer sieht dieses „Glück“ vor allem in dem moralischen Gesetz, unter das sich der Wissenschaftler stellt: „Wer eine wissenschaftliche Lebensform wählt, entscheidet sich bewusst für eine Allgemeinwohlorientierung“, also, wie Schummer ausführt, „gegen die von Wissenschaftspolitikern und Hochschulpräsidenten zunehmend geforderte Privatisierung und Vermarktung von Wissen“.

Aber darf man wirklich annehmen, dass die Forschungsinteressen eines Wissenschaftlers, wenn ihm kein Geldgeber hineinredet, allemal mit dem Gemeinwohl, was auch immer das sein mag, identisch wären? Swift teilt diese Voraussetzung offenbar nicht. Seine satirische Karikatur macht auch dem Leser heute eine Gefahr bewusst, die Schummer ausgeblendet hat: dass die selbstbestimmte wissenschaftliche Lebensform sich in Schrollen ergeht. Der „verrückte Professor“ – auch dieser Aspekt hätte in eine runde Betrachtung des Themas „Wozu Wissenschaft?“ gehört.

## Neu auf dem Büchermarkt:

Joachim Schummer: *Wozu Wissenschaft? Neun Antworten auf eine alte Frage*. Kulturverlag Kadmos, Berlin 2014. 243 Seiten, 19,90 Euro.



Figur des Philosophen Aristoteles vor der Universität in Freiburg.